

Götze, Alfred
Deutscher Krieg und deutsche Sprache
(1915)¹

Einleitung

Hier kann ich einfach verweisen auf meinen Aufsatz „Alfred Götze und die Forschungen zum Namen ‚Hitler‘“ sowie auf die Websites:

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/ChrGoetzeAlfred.pdf> und

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GoetzeAlfredAussengebiete.pdf>

Tübingen 8.2.2007

Gerd Simon²

Text

Wir alle, die wir das Glück haben, in diesem Krieg mit aufgeschlossenem Sinn das Werden eines neuen Deutschlands zu erleben, nehmen teil an tiefgehenden Umbildungen deutscher Art und deutschen Wesens. Es ist ein übermächtiges Geschehen, das unser ganzes Volk ergriffen hat und in Spannung hält, bei dem der einzelne zufrieden sein muß, als Rad im großen Uhrwerk mitbewegt zu werden, den Sinn der gewaltigen Vorgänge nach bester Kraft zu verstehen oder ihn sich deuten zu lassen. Es gehört mit zum Schönsten in dieser großen Zeit, zu sehen, wie unser Volk mit regem und reinem Sinn diesem Werk der Deutung, dem Begreifen solcher Größe willig hingegeben ist. Auf einem Gebiet aber bleibt kein Deutscher ohne eigene Teilnahme, arbeitet jeder mit, er mag es wissen und wollen oder nicht, auf dem Feld der deutschen Sprache.

Deutscher Krieg und deutsche Sprache – die beiden haben mehr miteinander zu tun, als sich das alltägliche Bewußtsein auch des Gebildeten zuzugeben pflegt. Nicht nur Deutsche kämpfen gegen Franzosen und Engländer, auch Deutsch kämpft gegen Französisch und Englisch. Von dem Ausgang des Weltkampfes hängt es ab, welche Rolle die deutsche Sprache künftig auf der Erde spielen wird. So ist es geboten, sprachliche Fragen zur Ordnung des Tages aufzurufen.

Unsere Sprache ist innerlich zu verstehen nur, wenn man im Sinn behält, daß sie ihre Ausbildung in einer Zeit kriegerischer Kultur der Deutschen erfahren hat. Als ein Volk von Kriegern treten die Germanen in die Geschichte ein, Krieg und Jagd sind in der Schilderung ihres ersten großen Beobachters, des Römers Tacitus, die einzigen Arbeiten des deutschen Mannes, die er seiner für würdig hält. Seitdem sind, wo immer in Europa die Schwerter aufeinander schlugen, die Deutschen stets

¹ *Neue Jahrbücher für das klassische Altertum* 35, 3, 1915, 146-157

² Für Recherche und Umsetzung danke ich Ksenia Shturkhetska und Ulrich Schermaul

dabei gewesen. Nur durch ihre überlegene Kriegstüchtigkeit konnten die germanischen Stämme ihren großen, grundlegenden Erfolg erringen, mit dem sie ganz Europa in neue Bahnen zwangen: sie zerstörten das römische Weltreich und errichteten von Sizilien bis Island, von Spanien bis zur Weichsel ein Bollwerk waffentüchtiger Germanenstaaten. Dieser Tat des Zeitalters der Völkerwanderung folgte eine Zeit friedlicheren Verkehrs mit den in Nordeuropa übrig gebliebenen Kelten und Romanen. Sprachlich ist sie dadurch gekennzeichnet, daß massenhaft germanische Lehnwörter zu unseren Nachbarn in Europa gelangt sind. Versuchen wir aus diesem Wandergut den geistigen Inhalt des Austauschs zu erschließen, so springt in die Augen, daß die überwiegende Masse der Lehnwörter dem Kriegs- und Heereswesen entstammt. Germanisch ist sogleich der Name des Kriege selbst; bei allen Romanen des Westens wirkt nicht lat. *bellum* fort, sondern franz. *guerre*, it. span. port. *werra* sind entlehnt aus einem germ. *wërra*, das mit unserem Verbum *wirren* nächstverwandt ist. *La garde* ‚die Wache‘, it. span. *guardia*, ist ein ahd. *warta* ‚spähendes Ausschauen‘, *la trève* ‚der Waffenstillstand‘ spiegelt unser Wort *Treue* wider, zum deutschen Worte *Band* ist franz. *bannière* zu stellen, ein ahd. *gundfano* ‚Kampffahne‘ hat franz. *gonfanon*, it. *gonfalone* ergeben, die stolzen *Gonfalonieri*, die *Bannerherren* der italienischen Stadtrepubliken des Mittelalters, sind ihrem Namen nach deutsch. Der *Spieß*, verwandt mit dem Adj. *spitz* und darum von Haus aus sicher eine deutsche Waffe, wird zu span. *espeto*, afr. *espoit*; der *Sporn*, zu einer Wurzel *spêr* ‚mit dem Fuß stoßen‘, die auch in *Speer* und *spüren* vorliegt, hat it. *sprone*, franz. *éperon* ergeben. Aus *Helm* ist franz. *heaume*, aus *Hellebarde* franz. *hallebarde* geworden, der deutsche *Bergfried* hat den franz. *Warttürmen* ihren Namen *beffroi* gebracht. So ließe sich noch lange fortfahren, aber schon, was angeführt ist, zeigt zur Genüge, wie die sprachgeschichtlichen Richtlinien laufen: von den Germanen gelangt der Wortschatz kriegerischer Kultur zu den Nachbarstämmen. Und da die Wörter nie getrennt von den Sachen leben, ist auch sachliche Förderung, Kulturgewinn und Anregung von unseren Vorvätern zu den Romanen gedungen, wir haben uns auf diesem Gebiet schon vor Jahrhunderten unseren westlichen Nachbarn überlegen gezeigt. Kriegerisch waren im wesentlichen die Wirkungen, die im frühen Mittelalter von der deutschen Sprache ausgingen.

Der Eindruck befestigt sich, wenn wir des weiteren den Blick auf das innere Leben der deutschen Sprache lenken. Es folgen die Jahrhunderte, in denen das deutsche Geistesleben erstarkt und sich anschickt, dem geistigen Leben der ganzen Welt neue Werte zuzuführen, die nur auf deutschem Boden wachsen konnten. Das ist die Ruhmestat vor allem der deutschen Reformation Die religiöse Anspannung unseres XVI. Jahrh. stellte neue, bis dahin unerhörte Ansprüche auch an die deut-

sche Sprache: das reiche Innenleben einer neuen Zeit drängte zum Ausdruck und verlangte danach, sprachlich bewältigt, in würdiger Form dargestellt zu werden. Die deutsche Sprache ist allen diesen Forderungen wundervoll gerecht geworden, die sprachlichen Ausdrucksmittel hat sie dabei fast ausnahmslos der Welt des Kampfes und Krieges entnommen. Unter dem Bilde eines Verteidigungskampfes stellt Luther das religiöse Leben des Christen dar. Sein berühmtes Reformationslied

Ein feste Burg ist unser Gott,

Ein gute Wehr und Waffen,

spricht von der grausamen Rüstung des Feindes und vertraut darauf, daß Christus das Feld behalten müsse, der unser Vorkämpfer und bei uns wohl auf dem Plan sei. Wie in Luthers Kirchenlied, so herrschen auch in seiner Bibelübersetzung, in seinen Lehr- und Fehdeschriften die Bilder und Vergleiche aus körperlichem Kampf und Krieg. Genau wie bei ihm steht es auch bei Zwingli und bei den nächsten Nachfolgern der beiden Großen. Das deutsche Volk hatte inzwischen andere Lebensgebiete entwickelt, die die Bilder und Ausdrücke für geistiges Leben so gut hätten liefern können wie Kampf und Krieg: Handel und Reisen, die ganze Welt der Schule, die Anfänge wissenschaftlicher Naturbetrachtung waren vorhanden und boten sich dar. Trotz allem nahm nun auch das weltliche Geistesleben, das in der Neuzeit aus der Religiosität des XVI. Jahrh. erblühte, seinen Bedarf an neuem Sprachgut aus jener altvertrauten Welt. Wir sprechen von Waffen des Geistes und brauchen sie zu Angriff und Abwehr in geistigen Kämpfen, wir verfechten einen Standpunkt auch auf dem Schlachtfeld des Geistes, wählen Stellung, suchen Deckung und Stützpunkte, weichen nicht vom Fleck und halten die Fahne unserer Überzeugung hoch. Wir bieten auch dem literarischen Gegner die Spitze, suchen ihn im eigenen Lager auf, fechten die fremde Meinung an und zwingen sie zu Boden. Ein Gedanke erobert die Herzen im Sturm, eine gelehrte Fehde kann aufreibend wirken, wir rüsten uns darin auf Angriffe, suchen Bundesgenossen und freuen uns eines ehrlichen Friedens. Logik und Psychologie brauchen ständig Kunstwörter, die auf dem Schießplatz daheim sind: Absicht ist zunächst das zielende Hinblicken des Schützen aufs Ziel, Zweck das Schwarze, der Kopf des Nagels im Mittelpunkt der Schießscheibe, Ziel trägt den Stempel gleichen Ursprungs heute noch jedem Sprachgenossen erkennbar aufgeprägt. So wird die Sprache auch jedes geistigen Arbeiters unter uns noch heute durch die Welt des Krieges mitbestimmt und bereichert. Die Großen unter unseren Sprachgenossen gehen darin voran, sie liefern auch in dieser Hinsicht das Vorbild, an dem sich dann die Masse der Volksgenossen weiterbildet.

Ein Held des Geistes, der zugleich ein Meister der Sprache war, hat unser XIX. Jahrh. vor allem bereichert und eine neue Welt auch in diesem Sinn gestaltet: Otto von Bismarck. Bismarck war nach Neigung und Beruf Staatsmann, nicht Soldat. Er ist 50 Jahr alt geworden, ehe er seinen ersten Krieg erlebte, war also sprachlich vollkommen fertig, als ihn die Erschütterung traf, die wir jetzt an uns erleben. Die ganze Welt der Bildung, das Landleben mit all seiner reichen Anschauung, Schul- und Universitätssprache, Rechtswissenschaft und gesellschaftliches Leben, Parlament und Reisen lagen griffbereit vor seiner Hand, dennoch nimmt er seine Bilder nirgendher so gern wie von Kampf und Krieg. Das erste geflügelte Wort, das ihn 1862 auch als Sprachbildner berühmt gemacht hat, ist ein kriegerisches: ‚Nicht durch Reden und Majoritätsabschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden ... sondern durch Eisen und Blut.‘ In Bismarcks ‚Gedanken und Erinnerungen‘ begegnen Bilder aus dem Kriegsleben, längst ehe seine Schilderung das erste Kriegsjahr erreicht: ‚Es ist leicht für einen Staatsmann, mit dem populären Winde in die Kriegstrompete zu stoßen und sich dabei an seinem Kaminfeuer zu wärmen ... und es dem Musketier, der auf dem Schnee verblutet, zu überlassen, ob sein System Sieg und Ruhm erwirbt oder nicht‘ (Volksausg. I 92). Er weigert sich, am Sturz des Ministers Manteuffel mitzuwirken, ohne ‚ihm die Fehde und den Grund derselben vorher offen anzusagen‘ (I 114 f.). Er nennt einen ärgerlichen Befehl, der zurückweicht statt standzuhalten, eine ‚Chamade schlagende Instruktion‘ (I 138), längst ehe er die Emser Depesche des Königs Wilhelm am 13. Juli 1870 aus einer Chamade in eine Fanfare umgewandelt hat. Er duldet nicht, daß Preußen ‚nur noch als Pfeil in Österreichs Köcher in Rechnung kommen‘ soll (I 141), und will nicht Preußen ‚zu Kriegsdiensten im westmächtlichen Lager nötigen‘ lassen (I 176). Er nennt sich selbst bei seinem Eintritt ins Ministerium ein ‚neues Bataillon in der ministeriellen Schlachtordnung‘ (I 288) und spricht von den Absichten seiner Regierung gegen den Landtag als ‚Feldzugsplan‘ (I 293). ‚Wohlgerüstet und Gewehr bei Fuß‘ rät er dem Reich die französischen Anfälle abzuwarten (I 392). Einen Freundesbrief Roons kennzeichnet er so: ‚Ihr Brief atmet ehrlichen Kriegerzorn, geschärft von des Kampfes Staub und Hitze‘ (I 282), und von König Friedrich Wilhelm IV. sagt er, er habe erwartet, daß ‚die konservative Fraktion wie auf militärisches Kommando Kehrt machen und in des Königs Richtung einschwenken‘ werde (I 163). Wie hier die Anschauung von Manöver, Kasernenhof und Soldatenleben lebendig wird und sprachlich fortwirkt, so lebt ihm auch die Kriegsgeschichte seines Vaterlands und wird zur Rüst-kammer seiner vaterländischen Beredsamkeit. Wie ihm 1851 der französische Botschafter Moustier unverschämt genug vorhielt, seine preußische Politik werde ihn nach Jena führen, antwortete Bismarck: ‚Warum nicht nach Leipzig oder Roßbach?‘ worauf der Franzose, der eine so unabhängige Sprache in Berlin nicht gewohnt war, stumm und bleich wurde vor Zorn.

Schlacht und Kampf, Waffen und Krieg sind es, die Bismarcks Sprache den ehernen Schritt, die dröhnende Wucht gegeben haben. Sein reiches Leben reicht ihm Bild um Bild, das Schönhäuser Gut und die Wälder von Kniephof, die höfische Geselligkeit mit Spiel und Tanz und Jagd, die Göttinger Studienzeit und die Heimat seines Geistes, die weltumspannende Kunst des Staatsmanns – am hellsten klingt und schimmert sein Wort doch dann, wenn Schlachtenlärm und Schwerterklirren darin vernehmlich wird, dann vermeinen wir den ehernen Kanzler in Kürassieruniform daherkommen zu sehen, hier gipfelt seine Sprache in ihrem kraftvollsten, geflügelten Wort, dem von den gesunden Knochen des pommerschen Grenadiers, und dem erhabensten von allen: ‚Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt.‘

So ist unsere Sprache auf stolze Gipfelhöhen gelangt, indem sie sich von der Welt und Denkweise des Krieges geleiten ließ, und was wir bisher von der Berührung zwischen deutschem Krieg und deutscher Sprache gehört haben, konnte unserem Deutsch nur zum Segen gereichen. Der Eindruck ist vollkommen richtig, solange man den Krieg als geistige Macht im Sinn hat. Er lenkt die Phantasie, auch die sprachliche, in gesunde Bahn, leiht ihr leuchtkräftige Bilder, reißt sie zurück von blasser Abstraktion und zwingt sie konkret bei einfachen, überzeugenden Anschauungen zu bleiben. Insofern gilt auch von unserem sprachlichen Leben Bismarcks Wort: ‚Der Krieg ist der natürliche Zustand des Menschen: wen er nicht umbringt, den macht er gesünder.‘ Kampf und Krieg als geistige Macht haben auch die deutsche Sprache gesegnet und bereichert.

Nicht so Krieg und Kriegszustand als geschichtliches Einzelerlebnis. Die Kriege, die die Deutschen zumal in den letzten dreihundert Jahren haben führen müssen, konnten unsere Sprache nicht heilen und aufrichten, sie haben sie verwüstet und beraubt. Ja, noch das Heerwesen der 43jährigen Friedenszeit, die am 1. August 1914 ein jähes Ende nahm, kann der Freund der deutschen Sprache nicht unbedingt als freundliche Kraft in unserem Sprachleben gelten lassen. Wir sehen mit Stolz die Ausbildung des jungen Deutschen im Heer als Abschluß seiner Erziehung an und sind froh um diese Krönung des Werks. Wir müssen zugleich aber zugeben, daß sprachlich das Heer als Erzieherin eine bedenkliche Ähnlichkeit hat mit einer französischen Bonne. Der Jüngling tritt ein bei Infanterie, Kavallerie oder Artillerie, bei den Pionieren oder beim Train, er wird erst Rekrut und dann Soldat: Grenadier oder Musketier, Chevauleger oder Gardedukorps, Kanonier oder Hoboist, er wohnt in der Kaserne, avanciert zum Sergeanten und Vizefeldwebel, trägt Tornister und Bajonett, reitet Patrouille und fouragiert, muß Front machen oder das Gewehr präsentieren vor Leutnant, Major und General, Parademarsch exerzieren vor Kommandeur, Brigadier und Inspekteur in Garnison und Manöver, in Marschkolonne, Batail-

lon und Regiment, Brigade, Division und Armeekorps. Es gibt nur noch ein Gebiet deutschen Wesens, das so durchsetzt ist mit Scharen schwer auszurottender Fremdwörter: die Hochschule. Hier liegt die lateinische Schulsprache des Mittelalters voraus und leuchtet überall erkennbar hindurch. Wie kommt aber unser Heerwesen zu diesem fremden Segen? Die deutsche Heeresprache war wirklich deutsch bis an die Zeit der Landsknechte heran. Aus der alten Zeit stammt, was gut und rein in ihr ist: Gemeiner und Gefreiter (der vom Schildwachstehen befreit ist), Feldwebel und Wachtmeister, Hauptmann, Rittmeister und Oberst, Feldzeugmeister und Feldmarschall, Gewehr und Geschütz, Losung und Feldgeschrei, Schild- und Feldwache, Rotte, Zeughaus und Feldzug. Von der Ausrüstung des Mannes hat seitdem nur ein einziges Stück seinen alten deutschen Namen behalten, das ist der Helm, sonst ist alles neu und fremd geworden. Schon das XVI. Jahrh. hat auf den heimischen Stamm fremde Reiser gepfropft. Maximilian und Frundsberg, Moritz von Sachsen und Schertlin von Burtenbach führten die Landsknechte immer wieder nach Italien und Frankreich, vereinigten sie dort mit fremden Truppen, ergänzten im Ausland ihre Heere und lagerten sie bei der fremden Bevölkerung ein. So ist schon in der ersten Hälfte des XVI. Jahrh. eine erste Schicht italienischer und französischer Fremdwörter in die deutsche Heeressprache gedrungen: Alarm, Garnison, Kartaune, Leutnant, Munition, Soldat, Kanone, Regiment sind von diesen frühen Entlehnungen die wichtigsten, die sich erhalten haben. Zu den italienisch-französischen gesellt sich eine dünnere Schicht lateinischer Lehnwörter, eine Erinnerung daran, daß sich die Heerführer des XVI. Jahrh. an den militärischen Schriftstellern des Altertums zu bilden pflegten. Geblieben sind davon Miliz und Disziplin, exerzieren und (wenn auch nicht bis auf unsere Tage) Profoß. Östliche Sprachen haben in den Kriegen der Habsburger mindestens vier Wörter geliefert: Trabant stammt von čech. *dráb* ‚Fußsoldat‘, Husar von mag. *husz* ‚zwanzig‘, weil von zwanzig Ausgehobenen einer Reiter werden mußte, Säbel, das ursprünglich den krummen Türkensäbel bezeichnet und wohl über mag. *szabkya*. zu uns gelangt ist, Pallasch ‚Reitersäbel‘, das zu Beginn des XVII. Jahrh. aus russ. *paláš* entlehnt wurde.

Was weiter noch vor dem großen Krieg an militärischen Fremdlingen in unsere Sprache gedrungen ist, stammt dann doch wieder aus den romanischen Sprachen: Muskete, Musketier, Kommiß, Quartier, Granate, Karabiner, Kavallerie, Kontribution und General gelangen vor Ende des XVI. Jahrh. zu uns, und dann dicht vor 1618, als wollte sich die Sprache in ihrer Weise für den langen Krieg rüsten, eine ganze Wolke auf einmal: Parade, Artillerie, Infanterie, Offizier, Kommandeur, Korporal, Sergeant, Front, Bataillon, Schwadron, Kompagnie, Armee,

kampieren, Fourage, Dragoner, avancieren, Fortifikation, Bastion, rekognoszieren, Pistole. Der Dreißigjährige Krieg selbst hat dann an der Befestigung des unmittelbar vorher entlehnten Wortguts gearbeitet und vielfältig neue Fremdlinge hinzugebracht, wiederum aus den romanischen Sprachen: Train, Attake, Patrone, Ordre, Kürassier, Brigade sind in den Kriegsjahren selbst neu gebucht, so ungünstig diese Jahrzehnte der Beobachtung und Aufzeichnung sein mußten. Schon darum ist sicherlich ein großer Teil der bald nach 1648 neu auftretenden Fremdwörter noch als Lehngut der vorangegangenen Kriegszeit zu betrachten, die wichtigsten: Tornister, Kapitän, Lafette, daneben jedoch ganze Scharen vor allem französischer Wörter, die längst wieder aus unserer Sprache geschwunden sind. Alles in allem hat der Dreißigjährige Krieg, wie unserer Sprache überhaupt, so auch unserer Heeressprache die schlimmste Verwüstung gebracht: Söldner aus aller Herren Ländern auf deutschem Boden unter Führern, die nach Heimat und Volkstum womöglich noch bunter gewürfelt waren, das Reich ohnmächtig, die Kaiser deutschem Wesen fremd und dem besten Streben deutschen Geistes feind, die Reichsfürsten und Reichsstände abhängig von übermütigen Nachbarn – das sind die Voraussetzungen für den entsetzlichen Niedergang, den mit deutschem Land und Wesen auch die deutsche Sprache im XVII. Jahrh. erleiden mußte. Wie schmerzlich der Dreißigjährige Krieg unsere Sprache verwüstet hat, davon kann man sich nicht leicht übertriebene Vorstellungen machen. Das herrliche, in kräftigen Farben leuchtende Sprachkleid der deutschen Reformation ist ein mißfarbener Bettlermantel geworden, ohne Halt und Glanz, von fremden Flickern tausendfach entstellt. In Schillers ‚Wallenstein‘ redet ja wohl der große Heerführer mit seinen Generälen ein durchgebildet kraftvolles Deutsch, es lebt in klingenden Formeln und geschlossener Bildkraft bei den Deutschen fort. Von der Sprache des historischen Wallenstein entfernt sich aber das Schillersche Abbild mit alledem weltenweit – von unsern großen Heerführern hat keiner ein so schlimmes Deutsch geschrieben, wie gerade Wallenstein. Am 24. Juni 1625 schickt er dem gleichfalls aus Schiller wohlbekannten Questenberg einen Brief, der sein echtes Bild zeigen kann:

‚Des Herrn schreiben hab ich empfangen, bedank mich der gutten *correspondenz*. Was das *pulver* anlangt, stehe ich sehr an, ein *spesa* zu than, dieweil ich nicht weis, wessen sich Ihr Matt. *resolviren* werden. Das Dennemarck vndt die anderen izt bessere wort geben – sie haben recht, das sies than; ob wir aber recht haben vndt ihnen trauen, daran zweifel ich. Die meiste *Cavaleri* ist auf den fus vndt rucken alle in diese lender. Hatt man mittel sie zu *contentiren* vndt von einander zu bringen, so feyre man nicht, sondern thue alsbalden darzu; wo nicht, so lasse man die, so auf dem

fus sein, ihre *cornet inarboriren* und mit mir fort ziehen. Dorten, wirdt mans nicht von nöten haben, so werden bessere mittel können von den Reichstetten zuwege gebracht werden, sie zu *licenciren*, vndt also werden vnserer lender vor gänzlicher *ruin* verhütet werden.'

Das war ‚der feine Griff und der rechte Ton‘, wie man ihn in Wallensteins geschichtlichem Lager lernen konnte, und damit gibt uns Schiller auch sprachlich die volle Wahrheit, daß er vom Feldherrn sagt:

Wie er räuspert und wie er spuckt,
Das habt Ihr ihm glücklich abguckt.

Daß auch die weiteren Kriege des XVII. und vom Anfang des XVIII. Jahrh. der deutschen Heersprache keinen reinen Gewinn bringen konnten, leuchtet schon darum ein, weil sie im Zeichen Ludwigs XIV. stehen. Das von Louvois umgestaltete französische Heer wird Vorbild für alle Heere Europas und zwingt die Gegner Frankreichs zu Maßregeln, die den seinen auch im Namen entsprechen. Die führenden Feldherrn sind Franzosen, und sie machen Schule ringsum. Vauban fährt eine neue Kunst des Festungsbaus zum Sieg, und wir schleppen seine Kunstsprache mit Ravelin, Traverse und bastionierter Front heute noch fort. Andenken an das Zeitalter Ludwigs XIV. sind Grenadier, Kartätsche, Montierung, Pionier, Kartusche, Garde, Kaserne, Kolonne, Patrouille, Bajonett, Hoboist. Damals mehren sich die ärgerlich unnützen Fremdwörter in unserer Heersprache, die bei geringem Nachdenken deutsch gegeben werden könnten: *Portépée* für Degenquaste, *Subordination* für Gehorsam, *Uniform* für Waffenrock. So war die deutsche Heersprache mit außerordentlich viel fremder Last überbürdet, als Friedrich der Große begann seine Kriege zu führen, wesentlich mit deutschen Feldherrn, stets auf deutschem Boden, fast nur mit preußischen Soldaten. So hätte eine wahrhaft nationale Zeit auch für die deutsche Heersprache anbrechen können, und mindestens einen Anlauf dazu hat damals ein deutscher Dichter genommen: Gleims ‚Preußische Kriegslieder von einem Grenadier‘ sind ungemein glücklich und kerndeutsch in der Schilderung von Kampf und Sieg. Von dem entscheidenden Reiterangriff in der Schlacht bei Lobositz singt Gleim.

Wie Gottes Donnerwetter brach
Hervor die Reuterey!
Huy! sagte Roß und Mann zugleich,
Flog mit Geprassel, ließ
Land hinter sich, bis Streich auf Streich,

Auf Panzer Panzer stieß!

Die Schlacht bei Prag wird begrüßt mit dem Schlachtgesang:

Was hilft es, Feind, daß groß Geschütz
Steht um dich her gepflanzt?
Was hilft es, daß mit Kunst und Witz
Dein Lager steht umschantzt?

Im Siegeslied nach der Schlacht bei Roßbach schildert Gleim die Sieger:

Vom Pulverdonner eingewiegt
Und von der Waffen Last
Ermüdet, schliefen wir vergnügt,
Und hatten gute Rast.

Ohne irgendwie verschwommen zu werden, weiß hier ein deutscher Dichter auch das Kriegstechnische mit deutschen Mitteln zu bewältigen. Wenn er es an anderen Stellen deutlicher hervortreten läßt:

Panduren, wie der Sand am Meer,
Kanonen ohne Zahl . . .
Kartätschenfeuer unter sie
Aus tückschem Hinterhalt . . .
Stürzt, sprach er, sie von ihrem Turm
Mit Bajonet herab . . .
Da stürzte von Kartetschensaat
Getroffen, eine Schaar . . .
Die drohende Colonne lag
Stracks hingestreckt im Sand,

so ist das dem Gefühl der Zeitgenossen sicher nirgends störend gewesen, wie es auch für unser Empfinden durchaus im Rahmen erhabener Poesie bleibt. Gefragt muß dagegen werden, ob das Bild, das wir damit von der Sprache des Siebenjährigen Krieges erhalten, auch getreu der sprachlichen Wirklichkeit von 1763 entspricht. Zum Glück haben wir gerade für dieses Jahr noch einen zweiten dichterischen Zeugen, der Wirklichkeit näher als Gleim, nicht an Reim und Vers gebun-

den: Lessing mit seinem Lustspiel ‚Minna von Barnhelm‘. Die Gestalt Friedrichs des Großen und das amtliche Preußen ragen unmittelbar in das Lustspiel hinein: der wolaffektionirte König schreibt seinem lieben Major Tellheim: ‚Die Hofstaatskasse hat Ordre, Euch den bewußten Wechsel wieder auszuliefern . . . Auch habe ich befohlen, daß alles, was die Feldkriegskassen wider Eure Rechnungen urgiren, niedergeschlagen werde ... Ich möchte nicht gern einen Mann von Eurer Bravour und Denkungsart entbehren.‘ Da ist die Rede von Kontribution und zu ratihibirenden Schulden, von Generalkriegskasse und Kriegsdepartement. Tellheim ist Major und hat am Ende des Stücke Aussicht Oberstlieutenant zu werden, Riccaut ist Leutnant und befördert sich selbst zum Capitaine. Quartier und Lazarett, Blessur und Affaire halten ihren Einzug in die deutsche Literatur, wir hören von kampiren und Mundirungsstücken, Parade und rapportiren, ja die Sprache dieser Krieger ist so verwelscht, daß sie für den Gebildeten schon jetzt vielfach der Erläuterung bedarf: man muß ihm sagen, daß Equipage Ausrüstung des Offiziers bedeutet und Kantine Flaschenfutter. Daß Lessing mit alledem die Heeressprache den Siebenjährigen Krieges treuer geschildert hat als Gleim, bedarf keines Beweises. Ursache dieser Verwelschung ist vor allem der große König selbst, der, mit seinen geistigen Interessen französischem Wesen zugewandt, die Kriege, die er führte, in französischer Sprache beschrieben hat, mit scharfer Wendung gegen deutsche Sprache und deutsches Schrifttum.

Befreiend haben auf sprachlichem Gebiet auch die Freiheitskriege nicht wirken können. Der übertragende Feldherr ist hier eben doch Napoleon gewesen, um ihn zu überwinden, mußte man von ihm lernen, und gerade seine überlegene Kriegskunst hat vieles früher entlehnte Sprachgut erst vollends fest werden lassen. So sind die Namen der großen Heeresverbände, Armee, Armeekorps, Division und Brigade in dem heute geltenden Sinn von Napoleon geprägt und durch seine späteren Überwinder von ihm übernommen worden. Was Scharnhorst, Gneisenau und das amtliche Preußen dem gegenüber frei schaffen, ist sprachlich nicht erhebend, wenn auch nicht alles so schlimm klingt wie die Militär-Reorganisations-Kommission und das Freiwilligen-Detachement. Seitdem ist nun unter Clausewitz, Moltke, Roon, Tirpitz und wieder Moltke vieles gut geworden. Namentlich alle neue Entwicklung der letzten Jahre ist von vornherein und bewußt deutsche Wege gegangen, und gerade die beiden jüngsten Waffen, die uns in diesem Kriege schon so viel Freude bereitet haben, das Unterseeboot und das Flugzeug, sind auch sprachlich Glanzleistungen einer im Aufstieg begriffenen rein deutschen Welt. Der große Befreier von fremdem Wesen soll uns aber, das hoffen wir alle zuversichtlich, der deutsche Krieg von 1914/15 werden. Ein Befreier in jedem Sinn, auch

im sprachlichen. Wir hoffen vielleicht nicht vergebens, daß sich das auch in seinem Namen schon ausprägen werde.

Als sich der ungeheure Krieg, in dem wir jetzt stehen, aus begrenzten Anzeichen entwickelte, da konnte man wohl vom serbisch-österreichischen Konflikt hören und lesen, der bald zum serbisch-österreichischen Kriege wuchs. Rußland mischte sich ein, und man mußte die Vorstellung erweitern auf einen Kampf der Ostmächte. Doch auch sie wurde binnen weniger Tage zu eng, als Rußland mit seiner Mobilmachung uns zur Kriegserklärung zwang, als unmittelbar darauf Frankreich seine Neutralität verweigerte und England die Stirn hatte, uns den Krieg zu erklären. Damals konnte man von einem europäischen Krieg sprechen – strenggenommen war freilich auch dieser Name von vornherein zu eng, denn Frankreich war längst entschlossen, seine afrikanischen Kolonialtruppen, Senegalschützen, Turkos und Zuaven gegen uns kämpfen zu lassen; Rußland führte sibirische Regimenter gegen die deutsche Ostgrenze; England ließ sich von Kanada Hilfe versprechen, landete indische Truppen auf dem europäischen Festland, wiegelte Japan zum Kriege gegen Deutschland auf und trug mit seiner Hilfe den Kampf bis in den Indischen Ozean und das Gelbe Meer. Ein Weltbrand ohnegleichen ist rings umher entloht, und ein Wort, das ihn räumlich faßte, ist nicht mehr zu denken. Die Kriege der Vergangenheit, die sich dem gegenwärtigen am ehesten vergleichen lassen, haben ihren Namen erst nach ihrem Abschluß bekommen: beim Dreißigjährigen und Siebenjährigen Krieg springt das in die Augen; der französische Feldzug von 1870/71 hat leider niemals einen im sprachlichen Sinn guten Namen erlangt, während die Freiheitskriege vor 100 Jahren auch darin glücklich waren, in der sittlichen Triebkraft, die die Völker gegen den Welteroerberer siegen ließ, zugleich den Ehrennamen für alle Zeit zu finden. Um Freiheit und Einheit, die wir vor 100 und vor 44 Jahren erkämpft haben, zu behaupten, kämpfen wir heute. Als Deutsche haben sich die Holden von 1813 durchgesetzt, ein deutsches Reich hat das große Geschlecht von 1871 gegründet. Einen deutschen Krieg führen wir heute, der herrlich vollenden soll und wird, was damit glorreich begonnen war. Unsere Gegner von heute sprechen schon jetzt vom deutschen Krieg und meinen damit stets den von 1914/15 – sie werden dabei bleiben, je mehr sie unsere Kraft zu spüren bekommen. Und in diesem einen Punkte könnten wir ihnen getrost nachgeben, sind wir doch überzeugt, daß mit deutscher Größe, um deutsche Größe dieser Krieg geführt wird, wie nur einer.

Dabei ist es recht eigentlich der Krieg, der unser Volk groß gemacht hat. Treitschke¹ hat geurteilt: ‚Das alte Sprichwort, das die Not die Mutter der Tugend nennt, ist grausam und gottlob nur halb wahr, wenn es dem einzelnen Manne gelten soll, doch es trifft in vollem Maße zu auf das Schicksal ganzer Völker.‘ Es trifft zu auch für unseren deutschen Krieg und für unser sprachliches Erleben darin. Die Sprache aller Gebildeten ist durch den Krieg reicher, lebendiger, deutscher geworden. Wer hat vor dem Kriege von dem Raum von Lemberg oder dem Abschnitt südlich der Weichsel gesprochen? Wem war die Vorstellung des Überflügelns, eines Drucks auf den Gegner so anschaulich, wie angesichts des Stellungskampfs im Westen? Längst bekannte Wörter erhalten einen ganz neuen Gefühlswert: wie ablehnend hat der Einjährige vor dem Krieg von der Kaserne gesprochen, und wie warm klingt ihm das Wort im Schützengraben!

Vielen fremdländischen Unfug hat der Krieg mit Urgewalt schon jetzt aus der deutschen Sprache hinausgeweht, und die dreißigjährige treue Vorarbeit des deutschen Sprachvereins findet damit die verdiente Krönung. Nicht immer hat man gern auf seinen Rat gehört, und doch ist sprachliche Beratung gar nicht zu entbehren, denn nicht immer fallen die Irrtümer so harmlos aus, wie der des pfälzischen Haarmeisters, der frohgemut verkündigte: Un mein Schild loß ich aach wegma- che, wo druff steht: ‚Coiffeur‘! Ich haß mich jetzt gut deutsch ‚Frisehr‘“ Beratend, wegweisend, mäßigend ist der Sprachverein auch heute auf dem Plan, die besten Helferinnen sind ihm doch die Kriegserklärungen geworden. Wir freuen uns jedes Erfolges, der so erzielt wird, jedes deut- schen Kaffeehauses, das jetzt da steht, wo bis vor kurzem ein Café français zu finden war. Zu wünschen bleibt der gesunden Bewegung, daß sie ebensowohl in die Tiefe wie in die Breite griffe. Mit der Abschaffung des Adieu, des Pardon, der Restaurationen und Toiletten ist es nicht getan, der Deutsche soll sich auch besinnen, daß man Zuversicht sagen kann für Optimismus und Gedan- ke für Idee. Gerade auf diesem geistigen Gebiete wird sich der Gewinn an Klarheit bewähren, den die recht betriebene Ersetzung von Fremdwörtern bringen kann, gerade wenn und weil es Nach- denken kostet, sie treffend zu verdeutschen. Wir wünschten auch, daß die Sprachbewegung die Höhen des deutschen Lebens erreichte. Es ist nicht nötig, daß unser Kaiser von einer Gardedukorps beschützt wird. Es klingt nicht in deutschen Ohren, daß der erste große Erfolg eines deutschen Feldherrn in diesem Krieg mit dem ‚Pour le mérite‘ belohnt wird, ein Orden ‚Für die Tat‘ hätte besseren Klang, und der alte Fritz würde heute selber den französischen Namen verschmähen, nachdem, seinem Vorurteil zum Trotz, Deutsch eben doch eine gute Sprache geworden ist. Und mögen im einzelnen Fall die Meinungen noch geteilt sein, dem Gesamteindruck wird sich nicht so

¹) Historische und politische Aufsätze. 4. Aufl. II (1871) S. 434.

leicht ein unverbildeter Deutscher entziehen können: wir sind überschwer beladen mit hergekommenem Erbgut, das nun vorgibt, in unserem Sprachwesen geschichtliches Anrecht erworben zu haben. Die Sprachgeschichte in Ehren, aber wenn die Deutschen ihren Lehrmeistern jenseits der Alpen, der Vogesen und des Kanals endlich entwachsen sind und gelernt haben, ihre Worte selber zu prägen, so ist das doch auch eine sprachgeschichtliche Tatsache, die Achtung verdient, Sprachgeschichte von heute mit dem Anspruch auf lebendigste Geltung. Die Fremdwörter werden im Deutschen ihren Platz behalten als Erinnerungen und Kulturdenkmäler. Es kann gar nicht die Absicht sein, unsere Sprache durch Ausrottung von Wörtern wie Natur und Familie, Kultur und Nation, Ideal und Phantasie, Frucht, Rose, Arzt oder Kreuz zu berauben, sie in diesem Sinne geschichtslos zu machen. Es geht auch nicht an, daß man chinesische Mauern zwischen europäischen Kulturvölkern errichtet. Es bleiben Begriffe genug, für die wir gar kein deutsches Wort haben wollen: perfid, Franktireur und Spion mögen ruhig französisch bleiben, Knute russisch und Schwindler englisch. Daneben aber stehen die Tausende von entbehrlichen Eindringlingen, die die Klarheit unserer Rede gefährden und die Kluft zwischen den Gebildeten und den sprachlich Ungebildeten unnütz vergrößern. Daß wir uns gegen sie auflehnen, soll uns niemand mißdeuten: es ist ein Zeichen der Kraft und eines erstarkenden Gefühls für Reinheit des sprachlichen Stils.

Aber es wäre eng und klein, wollte man das Verhältnis des erhabenen Krieges, den wir führen, zur deutschen Sprache nur oder vorwiegend vom Gesichtspunkt der Sprachreinigung betrachten. Dazu ist er viel zu groß, zu groß auch in seiner sprachlichen Bedeutung. Von Dünkirchen bis Warschau wird heute deutsch gesprochen. Die Grenzbestimmungen unserer stolzesten Vaterlandslieder sind viel zu eng geworden: nicht von der Maas bis an die Memel reicht das kriegführende Deutschland, sondern von der Marne bis an den Bug. Fest und treu steht die deutsche Wacht auch heute, aber längst nicht mehr am Rhein, wie unsere Tapferen mit stolzer Bescheidung singen, sondern am Kanal und jenseits der Weichsel. Das ist seit den Tagen der Völkerwanderung nicht gewesen und schließt sprachliche Tatsachen ein von weltwendender Bedeutung: die Einigung von ganz Mitteleuropa unter den ehernen Klängen der deutschen Sprache. Das Land von Flandern und Brabant hat Anlaß, sich auf sein altes Germanentum zu besinnen. Die guten deutschen Namen belgischer Städte, die zum Teil schon fast verklungen waren unter wälscher Anmaßung, kommen neu zu Ehren: Antwerpen, Arel, Dendermonde, Doornyk, Gent, Kortryk, Löwen, Lüttich, Mecheln, Waweren, Ypern. Mögen die Anvers, Arlon, Termonde, Tournai, Gand, Courtrai, Louvain, Liége, Malines, Wavre, Ypres endgültig von unseren Landkarten und namentlich aus unserer Rede verschwinden, mögen die bisher leider geschonten Fremdkörper auf Reichsboden: Avricourt, Dieuze, Remilly,

Château Salins und wie sie alle heißen, demnächst folgen. Das Schielen nach französischer und englischer Bildung als etwas Überlegenem, hat einem besonnenen, seiner Würde bewußten Deutschtum Platz gemacht. Wir sind ja auch darin viel stärker, als wir selber gewußt haben, und auch sprachlich ist es das Wundervolle an diesem Krieg, wie er uns die eigene Stärke herrlich offenbart. Das deutsche Wort ist durch ihn viel kraftvoller und bewußter, wuchtiger und freier geworden. Ein Deutsch, wie es unser Kaiser in seinem Aufruf an sein Volk, wie es Generalquartiermeister von Stein in seinen Siegesberichten, wie es Bayerns Kronprinz im Armeebefehl an seine Truppen erklingen läßt, in Erz geschrieben und doch von einem Wohlklang, daß es Deutschlands Dichter Wort für Wort in ihre Siegeslieder aufnehmen können – wer hat sie solches Deutsch gelehrt? Das ist der sprachgewaltige Krieg. Und darum ist es während des Heldenkampfs unseres Volkes, den wir mit bewegter Seele erleben, an der Zeit, gerade auch unserer Sprache würdigend zu gedenken, ihr gerecht zu werden an der stolzen Wende ihres Schicksale. Wir tun es mit Schillers Worten: ‚Das köstliche Gut der deutschen Sprache, die alles ausdrückt, das Tiefste und des Flüchtigste, den Geist, die Seele, die voller Sinn ist: unsere Sprache wird die Welt beherrschen. Die Sprache ist der Spiegel einer Nation. Wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes, köstliches Bild von uns selbst daraus entgegen. Ihm ist das Höchste bestimmt ... Jedes Volk hat seinen großen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit.‘